

Die unbeugsame Stadt

Der Hölle entronnen. Die »Blockade-Kinder« von Leningrad sind die letzten, die ein unvorstellbares Kriegsverbrechen der Wehrmacht bezeugen können

Von Alexandre Sladkevich



Die historische Wahrheit verteidigen: Moisej Fajnikskij hat die ganze Blockade mit durchgemacht
Foto: Alexandre Sladkevich

Flaniert man durch Sankt Petersburg, das frühere Leningrad, oder durch Kronstadt auf der benachbarten Insel Kotlin, stößt man noch heute an manchen Fassaden auf alte Aufschriften. Sie warnen: »Bürger, bei Artilleriebeschuss ist diese Straßenseite die gefährlichere.« Neben ihnen hängen Marmortafeln. Darauf steht: »Zur Erinnerung an das Heldentum und die Tapferkeit der Leningrader während der 900tägigen Blockade bleibt diese Aufschrift erhalten«. Gelegentlich liegen an solchen Orten Blumen.

Es fällt sehr schwer, sich vorzustellen, dass in einer der schönsten Städte Europas bis zum 27. Januar 1944 das Inferno herrschte. Es gibt hier Gebäude, an denen noch die Schrammen, die die Bomben- und Minensplitter in den Stein gerissen haben, zu erkennen sind. An drei Stellen wurden Metalltafeln angebracht: »Das sind die Spuren eines der 148.478 Geschosse, die 1941 bis 1944 von den Faschisten auf Leningrad abgefeuert wurden«. Sie erinnern an eins der bestialischen Kriegsverbrechen des Deutschen Reichs und seiner Verbündeten während des Zweiten Weltkriegs: den Massenmord während der Blockade. An Hitlers Taktik, auf den Versuch einer militärischen Eroberung Leningrads zu verzichten, und statt dessen die Stadt durch Aushungern zur Aufgabe zwingen zu wollen. Eine Untat, die nach Schätzungen über eine Million Zivilisten das Leben kostete. Etwas darüber erfahren kann man in der Gedenkhalle des Monuments für die Verteidiger Leningrads, in Museen und anhand vieler Denkmäler. Und auch aus dem berühmten Tagebuch von Tanja Sawitschewa mit nur neun knappen Einträgen, die den Tod ihrer Familienangehörigen festhielten. Darüber berichten können nur wenige noch lebende Zeitzeugen der Blockade, die ein hohes

Alter erreicht haben. Als Kinder verbrachten sie damals fast zweieinhalb Jahre in der Hölle von Leningrad, sofern sie nicht das Glück hatten, evakuiert zu werden. Was sie allerdings für Jahre von ihren Eltern trennte.



Schmerzende Erinnerungen: Moisejs Frau Marianna Jewsejewa erlebte die Trennung von ihren Eltern durch die Evakuierung Foto: Alexandre Sladkevich

Rettung über das Eis

Mark Gorodezkij kam 1938 zur Welt. Als er vier Jahre alt wurde, musste er seine Eltern verlassen. Zwei lange Jahre lagen Tausende von Kilometern zwischen ihm und ihnen, und es gab keinen Kontakt. »Ende Dezember 1941 und Anfang Januar 1942 wurden erst ich und dann meine Schwester über den zugefrorenen Ladogasee, über die ›Straße des Lebens‹, nach Ingaly befördert. Meine Schwester war fünf Jahre älter als ich ... Es ist alles gutgegangen!« Damit meint er, dass sie auf dem Ladogasee nicht unter Beschuss gerieten, nicht im Eis versanken und auch nicht unterwegs ins Hinterland an Hunger, Kälte oder Krankheiten starben. Der kleine Mark und seine Schwester überlebten den Krieg im fernen Sibirien. Ihre Eltern mussten im belagerten Leningrad bleiben, denn der Vater arbeitete in einem Hospital, war unabkömmlich. »Bis Mai 1945 lebten wir in einem Internat, dann kamen wir wieder heim. Ich wurde gerettet!« Mark kann sich glücklich schätzen. Auch, weil er sich an Vieles nicht erinnern kann, er war schließlich noch sehr jung. In den sibirischen Städten Krasnojarsk und Omsk wurden den evakuierten »Blockade-Kindern« später Denkmäler gesetzt. In Krasnojarsk steht eine Skulptur, die ein Mädchen mit einem kleineren Jungen zeigt.

Der 1932 geborene heutige Prof. Dr. Moisej Fajniksij hat dagegen die ganze Blockade mit durchgemacht. Er erinnert sich fast an alles, kann den Geschehnissen Orte und Daten zuordnen. Er war damals zu Beginn acht. Zunächst will Moisej gar nicht darüber sprechen, weil es ihm zu schwer falle. Aber am Telefon lässt er sich doch überreden. Vielleicht, weil es Revisionisten gibt, die die Blockade glatt leugnen. Moisej kann nicht nachvollziehen, wie der russische Philosoph Igor Tschubais, der Bruder des berühmten Privatisierungspolitikers der 1990er Jahre Anatoli Tschubais, es wagen kann, in einer Radiosendung öffentlich zu behaupten, es habe keine Blockade gegeben. Wie viele Menschen in ganz Russland empfindet er es außerdem als ein Sakrileg, dass ausgerechnet Carl Mannerheim, Hitlers finnischer Verbündeter, am 16. Juni 2016 in Sankt Petersburg mit einer Gedenktafel als Held der zaristischen Armee im Ersten Weltkrieg geehrt wurde. Nach einer Protestwelle wurde die Tafel nach drei Monaten wieder demontiert. Ein bitterer Nachgeschmack ist geblieben.



Glück gehabt: Mark Gorodezkij wurde über die »Straße des Lebens« aus der umkämpften Stadt gebracht
Foto: Alexandre Sladkevich

Moisej öffnet mir wortlos die Tür. Sein Handschlag ist kräftig. Seine Frau Marianna Jewsejewa weicht keinen Schritt von ihm. Sie setzen sich dicht an dicht auf ein Sofa. Ihre Wohnung sieht so aus, als wären sie gerade erst eingezogen oder als lebten sie in sehr bescheidenen Verhältnissen. Vielleicht brauchen sie auch einfach nicht viel, schließlich haben sie sich. Marianna, die das Leben von Moisej auswendig zu kennen scheint, hört sehr aufmerksam zu, und nur selten ergänzt sie etwas. »Mir steht der Tod meines Brüderchens vor Augen. Ljowuschka [die Verniedlichungsform von Lew] war nur zweieinhalb Jahre alt. Er ist verhungert«, sagt Moisej. »Er hatte Hungerdurchfall«, erläutert Marianna. »Im Winter 1941/1942 starben sehr viele, sehr viele waren krank«, fährt Moisej fort. »Meine Mutter litt an schrecklichem Skorbut. Sie lag im Bett und betrachtete ihre Zähne in einem Handspiegel ... Unser Haus wurde von einem Geschoss getroffen, alle Fenster wurden zerstört, und wir zogen zu meiner Tante ... So lag meine Mutter im Bett und betastete ihre Zähne. Einen Zahn nahm sie raus und steckte ihn gleich wieder rein ... Ein schrecklicher Skorbut ...« Moisej legt immer wieder Pausen ein. Er spricht deutlich, langsam und nachdenklich. Durch seine Erzählung ziehen sich wie ein roter Faden vier Wörter: Kälte, Hunger, Krankheiten und Tod. Erst später taucht unerwartet das Leben in seinem Bericht auf, viel später. Doch zunächst gibt es keine Hoffnung: Der erste Hungerwinter war grausam, ein endloses Martyrium. Tausende Menschen starben den Hungertod – zu Hause, auf der Straße, an der Arbeitsstelle. Der Tod wurde zum ständigen Begleiter. »Es war richtig angsterregend. Die Kanalisation funktionierte nicht. Die Menschen trugen Unrat auf die Straßen, es bildeten sich riesige Haufen, die einfroren. Leichen lagen massenhaft im Freien herum. Ein schrecklicher Anblick ... Es gab kein Leitungswasser. Ich holte Wasser mit einem vier Liter fassenden Topf von einer Pumpe«, sagt Moisej. »Was für ein Glück, dass es ein strenger Winter wurde«, unterbricht ihn Marianna. »Dadurch kam es nicht zu einer Epidemie«, erklärt Moisej. »Es war sehr kalt, es herrschte Hunger, die Läuse fraßen uns auf.«

Auf Messers Schneide

Dann kam der lang ersehnte Frühling 1942. Denjenigen, die den harten Blockadewinter überlebt haben, brachte die Natur ihre Gaben. »Wir aßen Gras, Melde, Brennesseln. Man verteilte Kiefernäste. Wir kochten sie und tranken den Sud gegen den Skorbut ... Ich erinnere mich, wie mein Onkel mich in die Sauna mitnahm. Er hat die Blockade nicht überlebt ... Im März wurden alle aufgerufen, die Stadt aufzuräumen ...«, erzählt Moisej. Die Leichen wurden begraben, die Unrathaufen beseitigt. Dieses Leben auf des Messers Schneide zog sich qualvoll weiter. Im Mai fingen die Schulen an, neue Klassen zu bilden. »Die meisten Schulen waren allerdings geschlossen: Es gab ja nicht mehr sonderlich viele Menschen in der Stadt ... Die Schulen begannen, Essen auszugeben«, fährt Moisej fort. Das wäre eine unbeschreibliche Freude gewesen, obwohl das Essen einfach war. Das Brot bestand etwa zur Hälfte aus nicht verdaubaren Beimischungen.

Doch damals war es wertvoller als Gold. »Im Juni wurden die Kinder an den Stadtrand umgesiedelt, wo sie besser vor den Bombardements geschützt waren. Wir lebten in großen Zelten und pflückten Gräser für die Stadtbewohner«, erzählt Moisej.



Denkmal für die »Blockade-Kinder« in Krasnojarsk: Mehr als 11.000 Menschen aus Leningrad wurden in die sibirische Region evakuiert Foto: Alexandre Sladkevich

Dann wurde es wieder Winter. Außer Kälte brachte er auch Hoffnung. Im Januar 1943 wurde die Blockade an einer Stelle durchbrochen. Ein schmaler Landkorridor in die Stadt konnte geöffnet werden. Man begann damit, Leningrad über die Eisenbahn zu versorgen, auch Menschen damit zu evakuieren, obwohl die Strecke in der Reichweite der deutschen Artillerie lag. Die Faschisten feuerten mit ihren Geschützen auch immer wieder stundenlang in die Stadt. »Damit wir uns nicht zu sehr freuten, verstärkten die Deutschen den Artilleriebeschuss. An einem Morgen lief ich zur Schule. Plötzlich hörte ich Sirenen. Eine junge Straßenfegerin rief mir zu: ›Schnell, in den Keller!‹ Mein einziger Gedanke war aber, dass ich das Mittagessen verpassen würde. Ich versuchte wegzulaufen, aber sie schnappte mich und brachte mich in den Keller. Als man wieder raus durfte, rannte ich los. Als ich die Schule erreicht habe, schrien mir alle sofort zu: ›Wir haben noch nicht gegessen!‹ Es war nämlich noch Stunden vor der Essenszeit ... Alle Gedanken drehten sich einfach ums Essen.« Marks Familie zog bald zurück in ihre Wohnung. Die Fensterhöhlen schloss sie mit Sperrholz.

Plötzlich wird es still im Raum. »Wenn man sich an den Krieg erinnert, muss man weinen ...«, erklingt Mariannas Stimme. Dann legt sie eine Pause ein, bevor sie fortfährt: »Es gab Fälle, wo man Kinder aß ... Nicht alle waren gut zueinander. Meine Großmutter wurde im Treppenhaus runtergeschubst, ihr wurden die Lebensmittelkarten gestohlen. Sie starb.« »Aber trotzdem hat man auch gelebt!« unterbricht Moisej, »ich habe zwei Modellflugzeuge gebastelt. Wir Kinder sammelten Geld, um das Material dafür zu kaufen. Nach dem ersten Winter waren die Läden wieder geöffnet! Und 1943 wurde im Stadion wieder Fußball gespielt, die Theater brachten Aufführungen. 1944 sah ich auf einer Bühne Dargomyschskis ›Jungfrau‹. Es war allerdings sehr kalt im Saal ...« Das Leben in seiner Erzählung bleibt ein bitteres. Zerbombte Häuser, ausgestorbene Straßen, skelettähnliche Menschen, Fälle von Kannibalismus, Waisenkinder, schwarze, verbrannte Fassaden, Halbtote, die mühsam die vielen Toten mit Schlitten transportierten, und noch mehr auf dem Pflaster festgefrorene Leichen. Mitten in dieser Apokalypse kleine unterernährte Kinder, die umgeben vom Tod unter schlimmsten Entbehrungen existierten und Modellflugzeuge gleiten ließen.



Erinnerung in Sankt Petersburg: Diese Straßenseite lag im Krieg unter Artilleriebeschuss
Foto: Alexandre Sladkevich

Ungebrochen

Lautsprecher überall in der Stadt verbreiteten während der ganzen Zeit der Blockade Musik, Poesie, Briefe von Soldaten, Nachrichten, Frontberichte, Fliegeralarme, Hinweise. In den Sendepausen hörte man immer das sogenannte Leningrader Metronom, das zum akustischen Symbol der Blockade wurde. Wenn der »Radiopuls« normal war, also 60 Schläge pro Minute, hieß das, das alles ruhig war. Ein erhöhtes Tempo bedeutete Bombardements und Artilleriebeschuss. Um die Lautsprecher versammelten sich die Menschen, die Mitteilungen verbanden die isolierte Stadt mit der Außenwelt.

Am 9. August 1942 übertrugen sie aus der Stadt die »Leningrader Sinfonie« von Dmitri Schostakowitsch mit dem Radioorchester Leningrad. Viele von dessen Musikern waren bereits verstorben, die übrigen sehr geschwächt. Gemeinsam mit neu rekrutierten Künstlern führten die Überlebenden die Sinfonie auf. Trotz des Beschusses durch die feindliche Artillerie leuchteten sogar sämtliche Lichter der überfüllten Philharmonie. Es war einmalig. Ein wahrer Triumph des Überlebenswillens, ein Zeugnis des Glaubens an den Sieg. Die Stadt war weiter ungebrochen. Wehrmachtssoldaten sollen nach dem Krieg gesagt haben, damals, im August 1942, hätten sie verstanden, dass sie den Krieg verlieren werden.«



Markiert: Die Anitschkow-Brücke in Sankt Petersburg zeigt bis heute Spuren des Beschusses
Foto: Alexandre Sladkevich

Überraschend berichtet die 1935 geborene Marianna nun, dass auch sie das damalige Leningrad kennt. Anfangs wollte sie vielleicht nicht davon sprechen, weil Moisej unvergleichlich mehr erlebt hat. Sie erinnert sich an die Zeit, als die Stadt noch nicht belagert wurde, sich aber bereits im Kriegszustand befand. »Als die Sirenen zu heulen begannen, setzte mich meine Mutter immer in den Flur. Dort war die Decke stabiler, sie hielt das für sicherer.« Auch Moisej erinnert sich an die Schreckenszeit bereits vor der Blockade: »Man wollte die Kinder vor dem Beschuss und den Bombardements retten und brachte sie im Juli 1941 nach Mga, ein paar Kilometer südöstlich von Leningrad. Aber schon bald holte mich meine Mutter heim. Mga wurde schnell von den Deutschen erobert ... Während der ganzen Zeit der Blockade schossen unsere Streitkräfte, die Deutschen schossen, es gab ständig Geboller! Das war äußerst unangenehm.« »Unser Kindergarten musste in die Oblast Wladimir nordöstlich von Moskau evakuiert werden«, fährt Marianna fort. Die Kinder wurden auf die Fahrt vorbereitet, alle weinten. Meine Mutter brachte mich zum Sammelpunkt. Ich hatte einen Pulli von ihr unter meinen Sachen versteckt. Ich dachte, dass sie mich dann nicht allein lässt«. Doch die Mutter verließ sie, musste an ihrem Arbeitsplatz antreten. Bald darauf wurde der Blockadering geschlossen. »Später holte uns mein Vater beide zu sich nach Saransk. Seine Fabrik war dorthin evakuiert worden. Doch er starb bald an Tuberkulose ...« Marianna erinnert sich auch an die Rückkehr nach Leningrad, an die Ruinen, an den Lebensmittelmangel.

Am 27. Januar 1944 wurde die Blockade endgültig gesprengt. 1944 assoziiert Moisej auch mit einer Ungerechtigkeit, über die er aber kaum klagt: »Es wurde ein Laden neu eröffnet. Dort wurden Brötchen, Eis, Stör, Räucherfisch und Kaviar verkauft. Aber alles war sehr teuer.« Es sei ein Geschäft gewesen, wo die Funktionäre einkauften. Den meisten Leningradern habe man dieses Sortiment vorenthalten. Mark hatte Glück: Irgendwann kaufte ihm jemand dort ein kleines Brötchen und später ein Eis. »Nach der Schule liefen wir hin, um zu schnuppern. Ich habe mir damals geschworen, irgendwann alles zu probieren. Viel später habe ich das nach und nach getan, aber nicht probiert, sondern richtig gegessen«, lacht Moisej plötzlich. »Ja, es war sehr teuer«, wiederholt Marianna, die nach der Rückkehr dort auch mal ein Eis geschenkt bekam. »Bis heute macht sich Moisej Sorgen, wenn er sieht, dass das Brot fast alle ist«, erzählt Marianna, »und fragt dann, ob es noch Brot gäbe und was sonst noch da ist ... Immer noch diese Blockade-Ängste.« »Ich mag es, wenn reichlich zu essen da ist«, erklärt Moisej.

Er holt Gläser, schenkt Cognac ein und verkündet: »Auf den Frieden! Auf dass kein Krieg mehr ausbricht!«